

Fortsetzung

lichkeit, sich frei im Schloss zu bewegen, wird nichts, sehr zum Verdross von Heindl. Wie die anderen Touristen müssen wir uns in die Schlange einreihen und an einer Führung teilnehmen. Die Führerin, eine Frau Hosp, erzählt im Schnelldurchlauf, was die Touristen so wissen wollen. Allgemeine Enttäuschung, als sie erklärt, dass im ganzen Schloss nur schlappe fünf Kilo Blattgold verwendet wurden.

Heindl führt sich zuweilen auf, als wäre er der Schlossherr von Linderhof. Immer wieder korrigiert er die sichtlich genervte Frau und entdeckt Veränderungen, die ihm nicht zusagen. Die Marmorfigur habe doch früher auf dem Tisch gestanden. „Warum habts den da unten abgestellt?“ Damit man besser putzen könne, entgegnet Frau Hosp. „Wir sind auch nicht ganz glücklich darüber.“ Mehr als hundert Winter habe die Figur dort gestanden, grummelt Heindl. „Und jetzt steht die auf dem Boden wie a Nachthafer!“

Im Garten steuert Heindl den Maurischen Kiosk an, einen morgenländisch herausgeputzten Pavillon. „So etwas Ähnliches steht auch im Garten von Schloss Sanssouci, dort gilt das nicht als verrückt.“ Damit wäre gesagt, was Heindl von der angeblichen Geisteskrankheit des Königs hält: nämlich nichts.

Weitere Fragen: War Ludwig schwul? Die Gelehrten seien sich nicht einig, wie weit des Königs Affinität zum eigenen Geschlecht gegangen sei, meint Heindl. Aber dass die „Homos“ Ludwig zu ihrem Idol erkoren habe, findet Heindl nur „blöd“. Wurde Ludwig ermordet? Die genaue Todesursache sei ungeklärt. Heindl glaubt an ein Mordkomplott der bayerischen Regierung, die des Königs Entmündigung betrieben hatte, mit dem Prinzregenten Luitpold im Hintergrund. Hat Ludwig mit seinen Schlössern Bayern ruiniert? Nein, sagt Heindl, der König sei nur privat verschuldet gewesen. „Er hat keinen Pfennig an öffentlichen Mitteln verwendet.“ Dass die Historiker meist zu anderen Schlussfolgerungen kommen, stört Heindl nicht. Es bestärkt ihn eher in dem Gefühl, allein die Ehre des verflossenen Monarchen zu verteidigen.

Bei Bier und Bienenstich in der Schlossgaststätte erklärt Heindl den Nimbus von Ludwig II. damit, dass der König unverheiratet gewesen sei. „Das Volk musste ihn mit niemandem teilen.“ Außerdem sei Ludwig „was ihn selbst betraf“, immer souverän gewesen. „Was er nicht wollte, das machte er nicht.“



VON EDITH KRESTA

Rose de Freycinet war ein züchtiges Frauenzimmer. Hübsch, wohlzogen, tugendreich, französisch. Das jedenfalls lässt sich aus ihren Briefen lesen. Als einzige Frau unter 120 Männern umsegelt sie von 1817 bis 1820 an der Seite ihres Mannes, des Forschungsreisenden Louis de Freycinet, die Welt. Rio de Janeiro, Kapstadt, Mauritius, Australien, Neuseeland, Montevideo, Kalifornien lagen auf der Route des Forschungsschiffs „Uranie“. Wir haben uns wieder einmal eingerichtet und zwar sehr gut eingerichtet bei dem lieben Gouverneur von Guam, der uns eine angenehme und komfortable Wohnung in seinem Palast zur Verfügung

WELTREISENDE Rose de Freycinet segelte 1817 um die Welt und protokollierte die Events

In exotischer Gesellschaft

gestellt hat“, schreibt Rose an ihre Pariser Freundin Caroline de Nanteuil von den Marianen-Inseln nach Paris. Diese „Briefe von der Uranie“ sind das Dokument ihrer spektakulär un-spektakulären Reise um die Welt.

Rose trotz Stürmen, dem Anblick von „halbnackten Wilden“, der Cholera an Bord, Skorpionen unterm Bett, der Langeweile bei langer Seefahrt, Schiffbruch und bleibt sich und ihrer französischen Lebensart doch immer treu. Sie schreibt von Begegnungen mit einheimischen und anderen Größen ihrer Zeit, von opulenten Abendessen, der Mode der Damen zwischen Rio und Mauritius, dem Preis von Tüll und Seide, von Sklaven, Standes- und Rassenunterschieden. Sie bewundert die Bequemlichkeit

einer Sänfte auf Mauritius und vergisst nicht, darauf zu verweisen, dass darin „die Rüschen an den Kleidern zerdrückt werden“.

Rose lebt unter lauter Männern ihr Frauenleben: sorgt mit zartem Hühnchenfleisch für die Kranken, stickt, liest. „Ich verbrachte jeden Tag eine Stunde damit, Gitarre zu lernen, eine Stunde mit dem Schreiben meines Tagebuchs, eine Stunde mit dem Erlernen der englischen

Rose analysiert nicht, psychologisiert nicht, stellt nicht viele Fragen. Sie ist eine pragmatische Chronistin

Sprache und eine Stunde mit der Nadel. Auf diese Weise kam das Ende des Tages ohne dass ich mich langweilen musste.“

Die Briefe von der Uranie sind leicht lesbare Gesellschaftsprotokolle aus exotischen Welten. Das schön aufgemachte Hardcover-Buch mit vielen historischen Fußnoten, Karten und Abbildungen aus der französischen Originalausgabe von 1927 ist ein historisches Schatzkästchen.

Rose analysiert nicht, psychologisiert nicht, stellt nicht viele Fragen. Sie ist eine disziplinierte, pragmatische Chronistin mit weiblichem Blick. Die wohlzogene Französin bewertet alles aus dem kulturellen Korsett ihrer Zeit. Sie beschreibt ausgiebig die Kleidung der Eingeborenen, ihre Rituale, ihre Art zu feiern.

Doch all diese Wunderlichkeiten, Andersartigkeiten lesen sich wie aus dem Nähkästchen geplaudert, ohne großes Erstaunen, ohne große Begeisterung. Zwar macht ihr Mann ganz neue wissenschaftliche Beobachtungen, kartografiert die Welt und holt unzählige Auskünfte über Sitten und Gebräuche ein, aber Rose geht in ihren Briefen an die Freundin kaum ins Detail. So bleiben ihre Schilderungen oft oberflächliche Wahrnehmungen.

Rose ist nicht die erste Frau, die in die Welt aufbrach und darüber berichtete. Lady E. Craven, eine der wohlhabenden Victorian Travelling Ladies, bereiste schon Ende des 18. Jahrhunderts Russland und die Türkei. Die Wienerin Ida Pfeiffer (1797–1858), wagt zwei Weltumrundungen, die sie unter anderem nach Lateinamerika und in die Südsee führen. Auch sie hielt ihre Reiseeindrücke schriftlich fest. Das Buch „Frauen – Reisen um die Welt ab 1785“, erschienen im Orlanda Verlag, berichtetet von den Abenteuern und dem Aufbruch der Frauen. Viele dieser Frauen

Rose lebt unter lauter Männern ihr Frauenleben: sorgt mit zartem Hühnchenfleisch für die Kranken, stickt, liest

wie Ida Hahn-Hahn, die zwischen 1835 und 1845 die Welt bereiste und beschrieb oder ihrer Zeitgenossin Louise Mühlbach nutzen ihre weitläufigen Reisen, um „sich von familiärer Bevormundung und herrschendem Rollendiktat zu befreien“. Nicht so Rose. Sie richtet sich gottgegeben und selbstverständlich im Schatten ihres Mannes ein, „um für ihn da zu sein“.

■ Michael Uszinski, Übersetzer und Herausgeber: „Rose de Freycinet – Briefe von der Uranie“. Verlag der Pioniere, 2011, 71 Abbildungen und Karten, 351 Seiten.



Rose de Freycinet beim Landgang und Empfang auf der Insel Timor; oben Rose und Louis Freycinet Abbildungen von Jacques Arago aus: Briefe von der Uranie